

Dem das ist's, was ihm das Werk Richard Wagners so heimlich nah und näher brachte, daß er darin jene dionysische Kraft, die seit den Zeiten der attischen Tragiker aus der Kunstwelt verschwunden schien, ihre Auferstehung feiern sah. Darum wurde ihm Wagner der Messias einer neuen Zeit, ja der neuen Kunst ureigenste Erfüllung.

Vor allem aber fühlte sich Nietzsche durch Wagner nunmehr ganz sich selber zurückgegeben. Was Schopenhauer im Geiste, das hatte Wagner durch die That vollbracht. Im Tiefsten wollte Nietzsche immer nur sich selbst. Er wußte, daß etwas in ihm lag, tief unten, das er noch nicht fassen konnte. Die Schale der Verpuppung mußte er sprengen, um ganz zu sich selber zu gelangen und den demantenen Kern heraufzuholen ans Licht. Sein Mittel war, wenigstens in dieser Zeit der gährenden Jugend, leidenschaftliche Hingabe an andere. Er, der spätere Skeptiker und argwöhnische Hellseher, war von Haus aus eine im Tiefsten vertrauende und gläubige Natur. Er hatte einen herrlichen, ganz einzigartigen Enthusiasmus zu verschlecken. Im Wegschlecken aber fand er sich selbst, weil dann die glühenden Ströme in seinem Innern aufbrachen und ins Rollen kamen.

So war jetzt durch Wagner die Musik wieder in ihre angestammten Rechte getreten. Sie ragte als mächtiger, tief erregter Untergrund im Denken und Trachten des Jünglings. Dionysos, der ihm bisher nur von außen gewinkt hatte, als strahlende apollinische Vision, war jetzt in ihm selber heimisch geworden, ein Theil seines Lebens, seines Bewußtseins.

Daß aber Nietzsche, indem er sich an andere verschleckte, stets nur sich selber suchte, dafür gibt es einen starken und bündigen Beweis: die Rigorosität, mit der er sich später zurückforderte.

(Schluß folgt.)

Der neue Maeterlinck.*)

Jetzt werden es bald sechs Jahre, daß man zuerst von Maurice Maeterlinck vernahm. Damals flog sein heller Name plötzlich mit Geräusch empor. Octave Mirbeau war sein Prediger in Frankreich, ich wurde es unter den Deutschen, bald kam Maximilian Harden nach. Wir haben ihn nicht geschildert: wir haben ihn besungen. Wir dachten nicht, sein Wesen zu beschreiben; nein, aus unserer Begeisterung schrieben wir auf. So heftig loderte unser Enthusiasmus, daß seine Gestalt davon in Dampf und Rauch verschwand. Wir konnten nichts über ihn aussagen; Hallelujah haben wir ihm zugerufen. Wir wußten nur, fühlten nur: hier schlug ein Künstler Töne an, die wir noch nicht gehört und die wir doch gleich so vertraut wie eine Musik der eigenen Seele empfanden; unsere geheimen Stimmen wurden durch ihn laut. Dafür mußten wir ihm so dankbar sein. Es socht uns nicht an, wenn man seine Werke verspottete. Kein Einspruch, kein Tadel, keine Parodie konnte uns stören. Es trieb uns gar nicht, seine Werke zu verteidigen. Wir hielten uns nicht an sie. Unsere Lust war tiefer. Mochten sie wirr und dunkel sein; mochten ihre Wirkungen versagen; mochten sie vor dem prüfenden und logisch messenden Verstande nicht immer bestehen. Das besorgte uns nicht. Jedes seiner Werke gaben wir preis. Aber ihn selbst, wie wir ihn hinter allen Werken fühlten, hielten wir mit Inbrunst fest. Hinter allen Werken fühlten wir einen Menschen, der Geheimnisse, die wir sonst scheu bei uns verwahrt, zum ersten Mal die Zunge löste. Nicht was er sagte, nein, das Unausgesprochene und Unausprechliche, das wir dabei empfanden, übte jenen großen Zauber aus. Er hatte die Gewalt, uns fühlen zu lassen, daß er im Ewigen, das wir nur ahnen dürfen, unser Bruder war. Was er sprach, bedeutete uns nichts; im Schweigen waren wir ihm nahe. Er selbst achtete das Reden nicht: „des que nous exprimons quelque chose“ hat er einmal geschrieben, „nous le diminuons étrangement.“ Schön zu reden galt ihm nichts. Wie wir uns auch mit einschmeichelnden Worten einer Sache nähern wollen, wir kommen ja doch niemals an ihr Wesen heran; Worte bleiben immer im Umkreise draußen, eintreten dürfen sie nicht. So können Worte nichts gelten, gerade wie Thaten nichts gelten, die auch an sich nichts sind, sondern erst als Boten bedeuten, als Sendboten einer hinter ihnen waltenden Natur, die sie ausschickt, um sich zu verkünden. Seine Natur, wie seine Werke, seine Worte sie verkündeten, fühlten wir uns theuer und verwandt. So hatten wir an seinen Werken, wie seltsam sie oft uns befremden mochten, das starke, beruhigende und versichernde Gefühl, das die Gegenwart eines treuen und gewissen Freundes gibt: es ist ganz gleich, was er thut; er mag stumm für sich sitzen, vor sich hin rauchen oder trinken, ja mit uns murren; es genügt, daß wir wissen, er ist da — das bläst uns Muth und Hoffnung ein. Einen solchen treuen und gewissen Freund des neuen Geschlechtes, der durch seine bloße Existenz schon wirkt, haben uns seine Werke angemeldet. Das war das Glück, das sie uns brachten. Darum schrieben wir auf. Wir empfanden, daß dort, weit weg, im launigen Gent, bei den verschleierte an stillen Wassern wandelnden Beguinen, dieser muntere und hübsche Radfahrer und Advocat ein Bruder unserer zärtlichsten Verschwiegenheiten war.

Er stieg sonderbar an. Oft war man fast versucht, auf ihn sein Wort über den wunderbaren Ruysbroeck anzuwenden, den er

einen betrunkenen Adler genannt hat. Im Dunkel taumelnde Gedichte, die sich nicht errathen ließen, kamen von ihm, dem Verstand unmeßgamer Berse, und wer seine Gestalten beschwören wollte, dem verblassten und entfalteten sie unter den Händen. Kleine Dramen für Marionetten hat er einmal ein Buch geheißt und das paßt für alle. Wenn Menschen sie spielen wollen, entgleiten, zerrinnen sie gleich; auf der Bühne sehen sie wie verirrt aus und scheinen in eine fremde Dimension verstoßen, die sie nicht aufnehmen kann, ohne Wesentliches von ihnen abzuziehen. Wir mußten bekennen, daß ihnen die dramatische Kraft fehlt. Aber doch hat das Frieren zarter Seelen, denen die Welt zu rauh ist, die leisesten Empfindsamkeiten, alle Grade der Angst, das Zitternde der keine Worte wagenden, die Blicke niederschlagenden Liebe, die tiefen, so entseßlich milden Stimmen des nahenden Todes niemand noch mit süßeren Schrecken mitgetheilt. Niemand ist noch so nahe gekommen, das Unfägliche, das wir täglich spüren, beinahe auszusagen; wie er einmal schrieb: j'ai vu quelque chose d'invisible. Niemand hat uns noch das Geheime, das wir oft im Lallen der Kinder oder im Stöhnen von Thieren so ängstigend, so betäubend vernehmen, und den Wert der kleinen Dinge, die himmlische Bedeutung einer flehenden Geste, eines dankenden Blickes so innig fühlen lassen. Darin war sein Zauber; das gab ihm jene Macht über die Jugend. Sie konnte seine Werke nicht immer bewundern, wie man etwa einen köstlichen Dolch oder einen edlen Becher bewundert, jede Linie preisend und immer aufs neue, indem man ihn nach allen Seiten wendet, den Geschmack und den klugen Sinn der so glücklich die Formen bemeisternden Hand verehrend. Solche plastische Schönheit fehlte ihnen; kein ruhig lächelnder Apoll hatte sie gesegnet. Wie dunkle Fluten schwellen und brausen sie dumpf, oft war es nur ein ungeheures und beklemmendes Sausen, aber dann rangen sich lieblich flüsternde Laute los, die freilich vielleicht gar nicht von ihnen, sondern aus unserer eigenen Seele kamen. Emerson hat einmal von Lord Chatham gesagt, daß, wer ihn sprechen hörte, gleich inne wurde, in diesem Manne wohne etwas noch viel schöneres als alle Worte, die er sprechen konnte. Seine Worte mochten nichtig und gering sein, aber sie hatten immer den Accent eines großen Menschen. Dieses gilt für Maeterlinck: den Accent des großen Menschen verehrten wir an seinen Werken. Was sie sagten, konnte uns nicht immer bewegen, aber sie sagten es mit einer Stimme aus, die wir lieben mußten.

Diese Stimme spricht nun wieder zu uns. Sie ist noch ernster, noch dunkler geworden; Schmerzen haben sich auf sie gelegt, davon scheint sie sich zu biegen und wird oft so innig, daß man weinen möchte. Nun erzählt sie nicht mehr das Los einzelner Menschen, was dieser leidet, jener lechzt. Wie von einem hohen Berge, wo das Einzelne der unten im Schatten schlafenden Welt verschwunden ist und nur die großen Züge noch zu sehen sind, redet sie jetzt. Fremd und fern klingt sie manchmal, wie aus Wolken hören wir sie hervor, in unserer dumpfen Luft verstehen wir sie nicht. Aber es ist doch gut, daß sie uns im Gedränge der täglichen Triebe und Begierden einhalten, die Seele erheben und zur Sonne schauen macht.

Man mag das Buch am ehesten den Essays von Emerson vergleichen; so rhapsodisch ist es. Ein nach dem Schönen begehrender, jetzt verzagender, dann sich aufraffender, oft irrender, aber im guten Orange nicht nachlassender Mensch hat sich vom Leben abgewendet, sein Gefühl ist rein geworden, das Thier stirbt ihn nicht mehr, er will nichts mehr, sondern er schaut jetzt zärtlich seine Seele an und lobt, wie schön sie ist. Monologe der Andacht vor der eigenen Schönheit sind diese Aufsätze: sie sind Gebete. Das ist der Name, der ihnen gebührt. Er gibt an, wie man sie aufnehmen muß: Argumente darf man nicht von ihnen fordern, sie sprechen nicht zum Verstande. Daß man seine Sätze logisch anfechten kann, hat noch keinem Gebete geschadet; seine Sätze wollen gar nicht eine Kette von Beweisen schließen, sondern sie sind Stufen der Schwärmerei, auf ihnen steigt die Seele empor. Sie können keine Anleitungen für die anderen sein; nur als Aneisierungen wollen sie dienen. Man darf nicht versuchen, sie nachzuahmen; nachfolgen sollen wir ihnen. Er gleicht einem Fakir, der sich dreht und schwingt: die einzelne Geste mag toll sein, aber er braucht sie, um sich in die große Verückung, in den seligen Taumel zu bringen. Seinen heiligen Rausch läßt uns Maeterlinck in diesem Buche ansehen. Man mag an Emerson, an Jakob Böhme, an die heilige Theresen denken. Absorbé en Dieu hat Ruysmans einmal einen Mystiker genannt: das ist das Wort für dieses in Erleuchtung versunkene, nach dem Unbegreiflichen schauende Buch.

Nicht, wie es ist, macht seinen Wert aus, sondern daß es überhaupt da ist. Daß es einen Künstler von heute drängt, Gespräche mit seinem Gott zu schreiben, das ist das Wunderbare an dem Buche. Daß ein junger Sänger beten geht, das wird Vielen seltsam scheinen. Er muß einen starken Glauben an die Seele haben. Ihre Herrschaft sieht er nahen, eine mystische Zeit hört er schon an der Thüre pochen. „Ein Bauer, der die Gabe hätte, auszusprechen, was er in seiner Seele hat, würde heute Dinge sagen, die in der Seele des Racine nicht waren. Die Menschen nähern sich jetzt auf eine geheime Art und über ihre Worte, über ihre Thaten hinweg, ja über ihre Gedanken hinweg wissen sie sich zu verstehen. Das ist eines von den großen Zeichen der geistigen Zeiten. Rings fühlen alle, daß die Beziehungen des täglichen Lebens sich verändern, und unsere jungen Leute sprechen

*) „Le Trésor des Humbles“. Paris, Edition du Mercure de France. 1896.